



Vertrauen und Hoffnung

In der Frage, ob man Hoffnung benötigt, um vertrauen zu können, oder ob Vertrauen die Grundlage dafür ist, hoffen zu können, prallen zwei grundlegende Perspektiven aufeinander. Um dieser Thematik nachzugehen, können die Werke „Hoffnung. Eine Geschichte der Zuversicht“ von Jonas Grethlein und „Vertrauen“ von Martin Hartmann herangezogen werden, ebenso wie die soziologischen Überlegungen von Niklas Luhmann, meinem zweitliebsten Soziologen.

Hoffnung als Voraussetzung für Vertrauen

In seinem Buch „Hoffnung. Eine Geschichte der Zuversicht“ betont Jonas Grethlein, dass Hoffnung als eine essenzielle Triebkraft des menschlichen Handelns betrachtet werden kann. Hoffnung ist dabei nicht nur ein diffuses Gefühl, sondern auch ein Motor für Handlungen in unsicheren Situationen. Grethlein verbindet Hoffnung mit einem narrativen Charakter: Menschen schaffen sich Geschichten über mögliche Zukünfte, um die Unsicherheiten des Lebens zu meistern. Ohne diese narrativen Vorgriffe in eine positive Zukunft würde es schwerfallen, überhaupt in eine Situation des Vertrauens einzutreten, da Vertrauen immer ein Wagnis beinhaltet.

Im Kontext von Grethleins Ansatz könnte argumentiert werden, dass Vertrauen eine spezifische Form der Hoffnung ist – nämlich die Hoffnung darauf, dass der Vertrauensgeber nicht enttäuscht wird. Vertrauen ohne die Hoffnung auf ein gutes Ende würde wohl nicht nachhaltig möglich sein. Diese Sichtweise hebt hervor, dass Vertrauen auf einer optimistischen Grundhaltung basiert, die der Hoffnung entspricht.

Vertrauen als Grundlage der Hoffnung

Martin Hartmann hingegen geht in seinem Buch „Vertrauen“ davon aus, dass Vertrauen eine Grundvoraussetzung für jede Form sozialen Handelns ist. Vertrauen bezeichnet hier eine Art kognitive Entscheidung, die Unsicherheit reduziert. Hartmann unterscheidet zwischen interpersonalem Vertrauen und institutionellem Vertrauen, betont jedoch in beiden Fällen, dass Vertrauen ohne ein Minimum an Vorerfahrungen nicht entstehen kann. Während Hoffnung also zukunftsgerichtet ist, ist Vertrauen auch rückblickend: Es beruht auf Erfahrungen, dass bestimmte Erwartungen in der Vergangenheit erfüllt wurden.

Aus Hartmanns Perspektive könnte man folgern, dass Hoffnung erst entstehen kann, wenn es ein grundlegendes Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Welt oder der Mitmenschen gibt. Ohne eine solche Basis wäre Hoffnung nichts als eine Illusion. In diesem Sinne ist Vertrauen der stabilere Faktor, auf dem Hoffnung aufbauen kann.

Luhmanns Systemtheorie: Vertrauen und Unsicherheit

Niklas Luhmann bringt in seiner Systemtheorie eine weitere wichtige Perspektive ein, indem er Vertrauen als eine Strategie zur Reduktion von Komplexität beschreibt. Vertrauen ermöglicht es, in einer unüberschaubaren Welt zu handeln, ohne jede Eventualität prüfen zu müssen. Luhmann betont, dass Vertrauen ein Risiko darstellt, weil der Vertrauensnehmer die Erwartungen des Vertrauensgebers auch enttäuschen könnte. Dennoch sei Vertrauen unverzichtbar, um in sozialen Beziehungen und Systemen agieren zu können.

Hoffnung wäre aus luhmannscher Sicht eher ein individueller Mechanismus, um mit Unsicherheit umzugehen, während Vertrauen ein soziales Phänomen darstellt. Damit könnten sich Hoffnung und Vertrauen gegenseitig bedingen: Hoffnung kann dazu motivieren, Vertrauen zu schenken, während Vertrauen die Grundlage für den Fortbestand der Hoffnung schafft.

Wechselspiel zwischen Hoffnung und Vertrauen beim Primat des Vertrauens

In der Gesamtschau ergibt sich zwar eine dynamische Beziehung zwischen Hoffnung und Vertrauen. Hoffnung und Vertrauen könnten als ein gegenseitiges Bedingungsverhältnis verstanden werden: Hoffnung kann Vertrauen ermöglichen, indem sie den Blick auf positive Möglichkeiten lenkt, während Vertrauen die Hoffnung stützt, indem es eine grundlegende Stabilität bietet.

Eine zwei Bemerkungen von Grethlein scheinen mir aber die Frage nach dem Primat in diesem Wechselspiel ziemlich klar zu beantworten.

Die erste Bemerkung: Hoffnung zielt immer auf Künftiges, das möglich sein muss, „dadurch unterscheidet es sich vom Gewünschten.“

Vertrauen dagegen richtet sich nicht nur auf die Zukunft. Wenn ich aus dem Haus gehe, vertraue ich darauf, dass im Hier und Jetzt alles funktioniert: dass z.B. bei mir gerade nicht eingebrochen wird, ich nicht permanent überwacht werde und meine Mitmenschen die SVO einhalten.

Die zweite Bemerkung von Grethlein deutet an, dass wir das Erhoffte „nicht aus eigener Kraft erreichen können“. Deshalb hoffen wir. Das Erhoffte ist nur möglich, „nicht notwendigerweise wahrscheinlich. Was nicht in der eigenen Hand liegt, ist ungewiss“.

Das erscheint mir der wesentliche Unterschied zum Vertrauen zu sein – vor allem, wenn es ums Selbstvertrauen geht: ich traue mir zu, diesen Artikel zu schreiben. Sonst würde ich gar nicht erst damit anfangen. Beim Vertrauen liegt die Zukunft deshalb auch in meiner Hand. Darum gibt es ja Selbstvertrauen. Das Wort Hoffnungsvertrauen dagegen existiert nicht.

Deshalb sind zwar beide Begriffe oder Konzepte komplementär und in ihrer Bedeutung für das menschliche Handeln unverzichtbar. Aber Vertrauen erscheint mir subjektiv basaler. Es bildet die Grundlage der Hoffnung, nicht umgekehrt. Insofern ist Hoffnung eine Form des Vertrauens: Wenn ich es selbst nicht mehr schaffe, vertraue oder hoffe ich darauf, dass andere es tun.

Eure Ina Borckmann

